

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

M a g a z i n

für die

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Agenten.

Literatur des Auslandes.

N^o 145.

Berlin, Mittwoch den 4. Dezember

1833.

E n g l a n d.

William Blake, ein ausgezeichnete Künstler, Dichter und Narr.

William Blake wurde zu London den 28. November 1757 geboren. Sein Vater, ein achtbarer Mühenhändler, der ihn zu demselben Gewerbe bestimmt hatte, gerieth in große Bestürzung, als er bemerkte, daß sein Sohn, anstatt sich im Rechnenbuche zu üben, Bilder in die Handlungsbücher zeichnete und solche auch in das Comtoir einschmitt. Aber Mrs. Blake, von mütterlicher Bärtlichkeit geleitet, nahm diesen frühzeitigen Trieb nicht ungünstig auf. „Wer weiß“, sagte sie zu ihrem Manne, „der Knabe kann eines Tages ein Künstler werden, und wird er auch als solcher, wenn man dem Sprüchwort glauben soll, kein großes Vermögen sammeln, so wird man doch von ihm sprechen; er wird Ruhm erwerben.“ Der Ruhm, dieser eitele Kikel einer Mutter, verführte auch bald den Mühenhändler, der sich an einen Maler wandte und ihm seinen Sohn als Zögling anbot. Da ihm aber der Maler zu kostspielige Bedingungen machte, so entschloß sich der kluge Krämer zu einem juste milieu. „Wilhelm“, sagte er zu sich, „soll Kupferstecher werden, das Lehrgeld dafür ist geringer; auch wird er als solcher immer ein Mann für sein Brod seyn, und sollte er auch nur Adresskarten für Mühenhändler in Kupfer stechen.“

Den Tag darauf, nachdem Herr Blake diesen Entschluß gefaßt hatte, machte er eine neue Entdeckung, die ihn völlig davon überzeugte, daß sein Sohn zum Handelsbetrieb unfähig sey. Er fand nämlich eines seiner Lagerbücher, in dem fast jede Seite mit einer Figur oder einer Skizze, an der ein Vers sich angeschlossen, ausgestattet war. Dichter und Künstler! es war Zeit, sich zu entscheiden. „Schnell, schnell, mein lieber William“, sagte Herr Blake zu seinem Sohne, „komm mit mir nach der Grünstraße.“ In der Grünstraße wohnte nämlich der Kupferstecher Herr Bazire. Bei diesem trat der junge Blake, in einem Alter von 14 Jahren, auf sieben Jahre, welches die gewöhnliche Lehrzeit in England ist, in die Lehre.

Die ersten Skizzen Blake's haben sich verloren, aber seine ersten Verse sind gedruckt worden. Allan Cunningham führt einige an, die zwar gedankenreich, aber inkorrekt und ohne Wohlklang sind. Was konnte man auch von einem Dichter von zwölf bis funfzehn Jahren erwarten? Unter Anderem jährt Herr Allan von ihm einen Anruf an die Muse, der allen bekannten ähnlichen Anrufungen gleicht; aber von wahrhafter Kraft und Aufschwung zeugt ein kleines Gedicht: „Der Tiger“. Wir wollen es hier ganz unabgeändert Wort für Wort in Prosa wiedergeben.

„Der Tiger.“

„Tiger, Tiger, Du, dessen feuriger Blick funkelt in dem Walde der Nacht, welche unsterbliche Hand bildete das schreckliche Ebenmaß Deines Körpers?“

„In welchen Gewässern oder in welchen entlegenen Schlünden brannte der ursprüngliche Strahl Deiner Augen? Auf welchen Fittigen wagte er zu fliegen? . . . Welche Hand wagte es, die Flammen zu ergreifen?“

„Welcher Arm und welcher Verstand konnte die Fibern Deines Herzens flechten? und als Dein Herz zu schlagen anfing, welche lächne Hand gab da die Form Deinen Gliedern?“

„Auf welchem Amboss, mit welchem Hammer wurde Dein Kopf geschmiedet? Und welche starke Hand wagte es, sich zu legen auf Deine schreckliche Gestalt?“

„Als von der Höhe ihrer Sphären die Sterne mit glänzenden Thränen die Himmel besäeten, lächelte da der Künstler sein Werk an? Hat derselbe, der das Lamm erschaffen, auch Dich gemacht?“

Wer nur einige Belesenheit in den Klassikern hat, dem werden hier gewiß die, wenn auch nicht stärkeren, aber doch einfacheren Bilder Theokrits einfallen, deren sich dieser bei Beschreibung des Nemeidischen Löwen, der vom Herkules erlegt wurde, bedient.

Von den Biographien Blake's werden noch einige Stellen aus seinem dramatischen Gedichte „Eduard III.“ besonders hervorgehoben. Wir wollen hier eine Stelle aus einer Unterredung mittheilen, die der schwarze Prinz mit seinem Vertrauten Ebandos einen Tag vor der Schlacht bei Cressy hält. Diese Stelle zeugt schon von der überspannten Denkweise des jungen Dichters.

„Jetzt, da wir allein sind, John Ebandos, will ich alle meine Hoffnungen frei aussprechen und meine Gedanken in dieser schwülen Luft umherschweifen lassen, wo tausend Todesboten hin und her lau-

fen durch das verhängnißvolle Thal von Cressy; ich glaube sie zu sehen, wie sie unsere tapferen Krieger bewaffnen, wie sie das Schwert um jeden Schenkel gürten, wie sie befestigen den funkelnden Helm an jede Stirn, wie sie die Sehne jedes Bogens spannen und vor Freude hüpfen beim Wiehern jedes Renners. Schon höre ich den Schlachtruf und das Getümmel des Handgemenges; ich sehe die Gespennster, wie sie sich setzen auf die Englischen Helme und den vernichtenden Hauch des Krieges in die Reihen der Feinde verbreiten.“

Bald darauf sehen zwei Ritter, die sich mit derselben Hitze unterhalten, der Eine, wie Frankreich wankt, gleich einer sterbenden Frau, wie der Himmel des Südens erbleicht und sein Licht ähnlich wird der düsteren Helle, die das Bett eines Kranken erleuchtet; der Andere, wie die Seelen der Krieger die irdische Hülle verlassen und Theil nehmen am Gastmahl der Götter, gekühlt in Siegergewand. Alles, mit einem Worte, will in diesem Drama eine figürliche Sprache reden, und alle poetische Bilder darin sind die fast handgreiflichen Formen einer mehr Narren- als Dichterbegeisterung.

Indessen war Blake doch noch nicht so in einer andern Welt, um die materiellen Interessen dieser gänzlich zu vernachlässigen. Seine Studien als Kupferstecher-Lehrling machte er mit Eifer, und da er den ganzen Tag bei seinem Meister zubrachte, benutzte er die Nachzeit, um sich seinen Lieblingsstudien als Künstler und Dichter zu überlassen. So widmete er die Tage der Prosa des Handwerks, die Nächte der Poesie. Für Blake hatte die Poesie eine doppelte Sprache, die der Farben und die der Verse; denn er begriff weder ein Gemälde ohne den begeisterten Kommentar eines Gedichts, noch ein Gedicht ohne die Erleuchtung eines Gemäldes. Unglücklicherweise konnte Blake dem Einflusse des nächtlichen Lebens — wie Byron irgendwo den Schlaf nennt — nicht widerstehen, und er glaubte vielleicht gearbeitet zu haben, wenn er nur geträumt hätte; aber er erlangte allmählig die ziemlich seltene Fähigkeit, seine Träumereien mit ihren Bildern und Farben, der relativen Wahrheit gemäß, darzustellen. Dies machte den Anfang seiner Narrheit, indem er sich einbildete, von der Natur einen Sinn mehr als gewöhnlich erhalten zu haben.

Uebrigens hatte Blake noch keinesweges den Verdacht erregt, als sähe es in seinem Gehirn nicht richtig aus, und in einem Alter von 26 Jahren erregte sein Talent bei seinem Vater die Hoffnung, ihn bald als einen geschiedten Mann etabliert zu sehen; als auf einmal unser Dichter-Künstler die erste Probe der Narrheit ablegte, die ihm der arme Krämer nur mit Mühe verzeihen konnte. Er heirathete aus Liebe! (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

- Peter Simple. — Vom Verf. des „Kings own.“ 3 Bde.
Hebrew bible. (Vanderhooght's Hebräische Bibel.) Pr. 15 Sh.
Digest of information etc. (Zusammenstellung des Wesentlichen aus den parlamentarischen Aktenstücken über Bevölkerung ic.) Von John Marshall. 4. Pr. 42 Sh.
Memorials of two sisters. (Denkwürdigkeiten zweier Schwestern.) Pr. 5 Sh.

F r a n k r e i c h.

Ueber Victor Hugo's neuestes Drama „Maria Tudor.“)

Als Pierre Corneille seinen „Cid“ zum ersten Mal hatte aufführen lassen, schrieb ein Herr von Scuderi, ein schöner Geist damaliger Zeit, der die literarische Opposition der Salons in öffentlichen Blättern repräsentirte, folgende Zeilen gegen den Beifall, den dieses Drama gefunden hatte, und von welchem er glaubte, daß er ganz unerdient sey: „Es ist mit gewissen Stücken wie mit gewissen Bieren, die von fern wie Sterne aussehen und, in der Nähe betrachtet, nichts als Würmchen sind. Nicht Alles, was glänzt, ist Gold; man sieht eben so oft Schönheiten, die auf Täuschung beruhen, als wirkliche Schönheiten, und nicht selten nehmen wir den Schein des Guten für das Gute selbst. Auch wundere ich mich nicht sehr, wenn Leute, die ihr Urtheil nur in den Augen tragen, von dem Urtheil desjenigen Sinnes, der am leichtesten täuscht, sich berücken lassen;“

Das unbedingte Urtheil, das hier zu Gunsten Victor Hugo's und seines neuen Drama's ausgesprochen wird, dürfte allerdings, um gerecht zu erscheinen, einigen Modificationen unterliegen müssen; wir haben jedoch seit kurzer Zeit in diesen Blättern so viele Stimmen gegen den Dichter vernommen, daß es nicht mehr als billig ist, ihn auch wieder einmal von seiner vollen Lichtseite betrachten zu lassen. D. N.

daß aber dieser grobe im Parterre entwickelte Dunst bis zu den Logen emporsteigen, daß ein so trügerisches Phantom den Wissenden wie den Unwissenden, den Hof wie den Bürger verblenden konnte, das setzt mich in Staunen, und nur in dieser Bizarrie finde ich das Publikum wunderbar. Allein wie jener Macedonier von dem übel berichteten Philipp an den besser berichteten Philipp appellirte, so beschwöre ich die ehrenwerthen Leute, mit ihrem Urtheil ein wenig inne zu halten und die Sophonischen, die Cäsare, die Cleopatren, die Herkulesse, die Mariannen, die Cleomedon's und so viele andere großartige Helden, die sie auf dem Theater entzückt haben, nicht ungehört zu verdammen."

Nach dem guten Erfolge eines jeden seiner Werke hat Victor Hugo das Glück gehabt, dieses große Argument des Herrn Scuderi mit Anwendung auf sich selbst paraphrasiren zu hören. Man hat dem Dichter die schönen Sterne, die er von seinem poetischen Himmel fallen ließ, mit bewundernswürdigem Scharfsinn zu Würmchen travestirt. Das Publikum, welches in hundert auf einander folgenden Vorstellungen den Saal füllte, ist immer als persönlicher Freund des Autors und sein Beifall als das Resultat akusischer Täuschung betrachtet worden. Täuschung war also die hohe Begeisterung, welche die Schauspieler fünf Stunden lang in rastloser Thätigkeit hielt! Täuschung die Einnahmen des Theaters, deren Ziffern doch Realität genug bekunden! Täuschung der allgemeine Enthusiasmus und die Bewunderung der Kritik, die nur solche Werke aufregen dürfen! Alles, Alles baare Täuschung!

Maria Tudor ist nicht nur eine herrliche Schöpfung, sondern sie zeigt auch, daß der Autor auf der Bahn, die er sich mit Lucrezia Borgia eröffnet, einen Schritt weiter gethan hat. Prosa statt der Verse, Handlung statt der Dde, Einheit der Entwicklung ist hier.

Ehe wir zur Diskussion dieser Mittel und zu ihrer Anwendung auf das Drama, von dem es sich handelt, schreiten, ist es nicht am unrechten Orte, daran zu erinnern, daß das Publikum hier nicht bloß über ein Theaterstück, sondern über ein ganzes System entschieden hat, dessen Repräsentant diese neueste Schöpfung ist. Nach langen Einzelkämpfen mit jedem Vorurtheil, das der literarischen Reform unseres Zeitalters im Wege stand, von der Griechischen und Römischen Perücke bis zur Alexandrinischen Periode, die in die Lustwäldchen von Versailles eingeschnitten ist, hat uns Victor Hugo zu jener grandiosen und wechselnden Form Shakespeares geführt, die Bewegung der Massen wie der Individuen erlaubt.

Man darf nicht übersehen, daß der Dichter der Maria Tudor allein, sowohl für das Ausland, als für diejenigen überhaupt, welche die Kunstgeschichte des Zeitalters schreiben werden, Repräsentant der literarischen Revolution ist, deren Verantwortlichkeit er auf sich genommen hat. Sein Name stellt die Epoche dar; er ist der Vereinigungspunkt seiner Anhänger und die Zielscheibe seiner Feinde. Wir wollen damit nicht den glücklichen Erfolg und das künstlerische Verdienst aller derjenigen Talente, die ihm gefolgt oder selbst in einigen Theilen der Kunst vorangegangen sind, in Zweifel ziehen; aber Niemand wird leugnen, daß ein Genius, der auf die Poesie, wie auf die Prosa, auf den Roman wie auf die Dde, auf die Polemik wie auf das Drama einen so bedeutenden Einfluß geübt hat, an die Spitze seiner Epoche zu stellen sey. Er ist Propheet gewesen nach Art des Muhammed; er hat mit dem Säbel gepredigt und durch Siege befehrt.

Besonders darf man nicht vergessen, mit welcher wunderbaren Ausdauer er mitten durch Haß und Fallstricke sich Bahn gebrochen, immer ankämpfend gegen den Geist der Menge, um sie auf den Standpunkt zu leiten, auf dem er sie sehen wollte, mehr fordernd, um weniger zu erlangen, und gleich einem Widder, bald der Macht, bald der Presse, bald beiden zusammen die Stirn bietend, einige Mal zurückgeschoben, aber kaum von seinen Wunden geheilt, immer wieder auf den Wabylplatz tretend.

Man ist mit der Logik der Routine und mit Spöttelei, dieser in Frankreich so mächtigen Waffe, gegen ihn zu Felde gezogen, und er ist keinen Fuß breit gewichen. Er hat die Pfeile von sich abgeschüttelt und ist von neuem mit gefällter Lanze angesprengt. Wir erinnern uns einer Zeit, in welcher der bloße Name Maria Tudor vier kleinen Journalen vierzehn Tage lang Stoff zu Mäheleien gegeben hätte. Diese Zeiten sind vorüber; die kleinen Journale, wie das Publikum, behandeln jetzt ernste Dinge ernsthaft.

Nachdem Routine und Spott das Feld geräumt haben, tritt ein neuer Kämpfer in die Schranken, die Philosophie, oder wenigstens etwas Nebliches, das von der Philosophie seine Umrisse entlehnt. In diesem Augenblick versucht man, zu beweisen, Victor Hugo's Drama sey ohne philosophische Grundtage. Man kann sich über den Sinn dieser Worte nicht vereinigen; doch geruhen Mehrere, sie dahin zu erklären, daß die Analyse der Seele, ein Ausstrahlen vom Brennpunkt nach der Peripherie, in diesem Drama vermißt werde. Sodann wirft man ihm seine allzu plastische Form, wie vordem, als er den ersten Band seiner Gedichte herausgab, seine Idealität, vor. Als Victor Hugo nur noch lyrischer Dichter war, rief man ihm von allen Seiten: „Du bist für's Drama geboren“; kaum hatte er ein Drama geschrieben, so hieß es: „Schreibe doch lieber Romane“, und er schrieb „Notre Dame de Paris“. Als er sein Drama in Verse kleidete, ermahnten ihn tausend Stimmen, doch lieber Prosa auf's Theater zu bringen. Seitdem „Lucrezia Borgia“ erschienen ist, gesteht man, es sey an Cromwell, an Hernani, an Marion etwas Gutes. Damals wurde dem Lyriismus der Periode der Prose gemacht; jetzt behauptet man, sein Drama sey zu gedrängt, und seinen Mitteln fehle es an Entwicklung.

Kreißend haben Victor Hugo's Werke von der Art Philosophie, wie sie sich jetzt in Frankreich als solche darstellt, keine Spur aufzuweisen. Seine eigenthümliche Philosophie, seine Metaphysik des

Herzens ist plastisch, wie die des Raphael und Shakespeare. Sie hat einen Körper mit einer Seele, wie der Geliebte Marion's, wie Esmeralda, wie Triboulet, wie Maria Tudor. Sie liebt, sie ist eifersüchtig, sie rächt sich, sie weint und stimmt zum Weinen.

Nach unserer Ansicht ist Victor Hugo der Gegenfüßler der materialistischen Schule, die Dramen schreibt, um Ereignisse nach Herzenslust zu häufen, die, gleich einem Kanzlei-Secretair oder Registrator am Hofe, eine Geschichte abfaßt. Er giebt niemals eine Thatsache, ohne das Motiv ins Licht zu stellen; er hängt niemals einen Mantel um, ohne unter demselben ein Herz zu verbergen.

Wir wollen damit keinesweges die Verirrungen derjenigen Schule, die man die romantische nennt, rechtfertigen. Die Mittelmäßigkeit stiebt sich in Alles, selbst in jene Poesie des Innersten, die einige Männer von wahren Talente berühmt gemacht hat. Doch Schule hin, Schule her; die des Victor Hugo scheint uns unter besseren Auspizien ins Leben getreten, weil sie geräumiger, reeller, tiefer aufgefaßt ist, und weil sie den Keim der Zukunft in sich trägt.

Wir möchten nicht einmal die Fehler des Meisters verdecken. Jedes Genie hat auch seine menschliche Seite. Das Groteske in seinen Dramen überschreitet oft die Gränze des Wahrscheinlichen; allein er konnte ja nicht mit Bestimmtheit wissen, wo er anhalten sollte, indem er den kühnen Flug über die klassischen Schranken wagte. Einige Rückschritte hat er übrigens bereits gethan. In die ersten Dramen des großen Dichters kam eine zu starke Dosis Lyrik. „Lucrezia Borgia“ und „Maria Tudor“ sind bewundernswürdige Schöpfungen in der Gattung der Spektakelstücke. Und dennoch verschwindet der Künstler niemals. Der Stil wird „Lucrezia Borgia“ und „Maria Tudor“ immer vor den eigentlichen Spektakelstücken auszeichnen, die wir seit Sedan auf dem Theater Glück machen sahen. Auf beiden Seiten finden wir unübertreffliches Talent im Hervorbringen des Effekts; aber nur auf der einen ist es die Seele des Dichters, die Alles, was sie anbaucht, Leben giebt. Es ist dieselbe Gränze, die Raphael von der Niederländischen Schule trennt.

Gehen wir jetzt zu dem neuen Drama selbst über.

Maria Tudor ist nicht genau dasjenige, was man ein historisches Stück im Sinne der dramatisirten Chroniken Shakespeares nennt. Es ist der Kampf zwischen Liebe und Eifersucht in dem Herzen einer Königin von England. Die Königin und das Weib — diese bilden den Stoff — einen Stoff aus dem Seelenleben, wenn irgend ein Stoff diesen Namen verdient, weil Alles in der Seele eines Weibes vorgeht, die ihre Individualität mitten durch Begebenheiten trägt, denen sie der Dichter auf ihrem Wege begegnen läßt. Die Einheit des Stückes ist, wie die in Phädra, Dello, Romeo und Julie, eine Einheit, in der tausend Abenteuer sich kreuzen und mischen, um zuletzt auf gleiche Entwicklung hinauszufließen. Das Ende des Drama's ist unseren Blicken geschickt verbüllt; es spannt unsere Aufmerksamkeit durch vier ganze Akte und schließt mit einer eben so unvorhergesehenen als schrecklichen Lehre.

Maria Tudor, auch Maria die Katholische genannt, eine Tochter Heinrich's VIII. und seiner ersten Gemahlin, Katharina von Aragonien, bestreift nach dem Tode ihres Vaters und des jungen Eduard's VI., Sohnes der Johanna Seymour, den Thron. Es ist die nämliche Maria, welche die protestantischen Geschichtsschreiber, aus Haß gegen den Katholizismus, den sie in ihren Staaten wieder heben wollte, die Blutdürstige nennen. Selbst Burnett, dieser parteiische und oft so ungerechte Schriftsteller, gesteht, daß ihre Seele groß und edel war, und wirklich blieb Maria fern von den Handlungen der Treulosigkeit und Grausamkeit, welche die Regierung ihrer Schwester Elisabeth befechtete, aus der man gleichwohl eine großmüthige Königin gemacht hat.

Mehrere Edelleute von Maria's Hofe, Clinton, Chandos, Montaigne, unterhalten sich auf einem verbotenen Plage der Stadt London über den Scandal, den die Verbindung der Königin mit einem Neapolitanischen Günstling, Namens Fabiano Fabiani, erregt hat. Dieser Neapolitaner ist ein Intrigant ohne alles Verdienst, dem Maria den Titel eines Lord Cambrecil und die Güter der erloschenen Familie Talbot gegeben. Jeder wünscht den Untergang des übermüthigen Emporkömmlings. Ein Gesandter Philipp's, des Spanischen Fürsten, zeigt ihnen von fern die Thürme von Westminster und den Tower, welche die Thrense trennt. Er verspricht ihnen, den Fabiani bald aus dem Palast in das Gefängniß zu befördern, und doch steht Fabiani in der höchsten Gunst.

Auf diesem Plage steht das Haus eines Formstechers, in dem eine junge Waise, Namens Johanna, wohnt, die er ehemals vom Ertrinken gerettet hat, und die in kurzem sein Weib werden soll. Der Günstling der Königin hat unter dem Namen eines Englischen Edelmannes aus einer entfernten Provinz eine geheime Intrigue mit dem Mädchen angeknüpft. Wie er eben bei Johanna, die seiner wartet, eintreten will, erscheint ein jüdischer Bettler und erklärt ihm, was Fabiano eigentlich schon weiß, diese Waise sey die Tochter des John Talbot, der im Tournay für die Sache Maria's auf dem Blutgerüste starb. Der Jude hat die Beweise ihrer Abkunft in Händen; er erbietet sich, sie dem Fabiano zu überlassen, und verlangt dagegen eine Vollmacht von der Königin, um eine bedeutende Summe Geldes aus dem Schatz zu empfangen. Während der Bettler das Papier genau ansieht, das der Günstling ihm giebt, stößt ihn dieser Letztere mit einem Dolche nieder. Er wühlt in den Kleidern des Ermordeten, findet aber die Urkunden nicht, deren er sich bemächtigen wollte. Gilbert, Johanna's Bräutigam, hebt die Papiere, die der Jude bei Seite geworfen hatte, auf, während Lord Cambrecil nach einem sichern Orte sich umsieht, um den Körper zu verdecken. Ferner hält den Fabiani in dem Augenblicke fest, wo er zu seiner Braut ins Haus treten will. Zwischen Beiden entsteht ein furchtbares

Handgemenge. Allein der Lord ist bewaffnet und der Handwerker ohne Wehr; er resignirt sich und schwört Rache. Simon Renard, der Spanische Gesandte, schließt einen Vertrag mit Gilbert. Dieser will sein Leben zum Opfer bringen, wogegen Simon Renard ihm vollständige Rache verheißt.

Der zweite Akt führt uns in das Schloß Westminster. Die Königin liegt behaglich auf ihrem Sopha. Der Günstling singt ihr eine galante Romanze, die er mit seiner Guitarre begleitet, vor. Es ist dieselbe Romanze, die er schon im ersten Akte vor Johanna's Fenstern gesungen. Er schwört der Königin, daß er sie liebe, und niemals eine Andere lieben werde. Die Königin lächelt und entläßt ihn mit gleicher Versicherung.

Allein diese Versicherung war nur eine List, um den Verräther zu zwingen, daß er vor ihren Augen als weineidig erscheine. Simon Renard hat der Königin Alles entdeckt. Der junge Handwerker wird herbeigeführt und erneuert seinen Vertrag mit der Königin. Er opfert sein Leben, und die Königin von ihrer Seite schwört bei Krone und Evangelium, seinen letzten Wunsch zu erfüllen.

„Nun wohl, Eice Majestät, erkennet in diesem Mädchen die Tochter des John Talbot; geht ihr den Rang und die Reichthümer ihres Vaters zurück, und verheirathet sie mit Lord Cambrecil.“

Die Königin wird entrüstet über diesen Edelmaul Gilbert's; denn sie glaubte, der junge Mann werde Fabiani's Kopf begehren. Allein Gilbert will erst die Ehre seiner Geliebten retten, indem er den Verräther zwingt, sie zu ehelichen. Dann aber verlangt er das Blut des Schändlichen zu seiner Rache. Maria, die mit Gilbert allein geblieben ist, bewegt ihn, seinen Dolch zu ziehen; dann faßt sie ihn beim Arm, ruft ihre Wachen und läßt den Jüngling festnehmen, indem sie erklärt, er habe sie ermorden wollen. Diejenigen Edelleute, welche Feinde des Lord Cambrecil sind, werden durch Simon Renard der Königin vorgestellt und sehr huldreich aufgenommen. Dann befiehlt sie, daß auch Fabiani erscheine. Man konfrontirt ihn mit dem Mädchen, das er verführt hat, und nun giebt es zwischen Maria und ihrem Günstlinge im Angesicht des ganzen Hofes eine wundervolle Scene. Maria verläßt ihre königliche Würde; sie zeigt sich nur als beleidigtes Weib. Sie überhäuft Johanna's Verräther mit Scheltworten. Sie gebietet, daß man die junge Waise als Kind des John Talbot und Paicin von England anerkenne, und investirt sie mit allen Gütern ihrer Familie, die sie dem treulosen Günstling geschenkt hatte. Der in Ungnade gefallene Fabiani wird mit dem jungen Gilbert, welcher vorgegeben hat, daß ihn Ersterer mit Gold zu Ermordung der Königin bestochen, in das Gefängniß geführt, wo Beide ihrem Todes-Urtheil entgegensehen, denn die Stern-Kammer versammelt sich, um über diesen Hochverrath ihren Spruch zu fällen.

Jetzt nähert sich für Marien der Augenblick der Rache; aber das Blut Fabiani's, die Erinnerung an ihre alte Liebe erweckt in dem Herzen der Königin das Mitleiden der Frau. Maria möchte ihren Günstling mit Aufopferung dessenigen, was ihr das Theuerste ist, vom Tode retten. Allein die Beschlüsse der Stern-Kammer sind unwiderruflich, und die Königin hat unter diesen Umständen kein Recht zur Begnadigung mehr. Außerdem tobt das Volk an den Pforten des Tower und verlangt unter großem Geschrei den Tod des Günstlings. Das Schaffot wird im Tyburn aufgeschlagen, und dieses blutige Fest kann dem Volke nicht ungestraft vorenthalten werden.

Johanna Talbot hat unterdeß die Leidenschaft zu erlösten gewünscht, die sie einen Augenblick für Fabiani entflammte. Durch den Anblick des Elendes, das sein Verbrechen verurtheilt hat, zu ihrer Pflicht zurückgerufen, schenkt sie Gilbert ihr ganzes Herz wieder. Nichts ist so naiv, so voll lieblicher Schwermuth und zartem Mitleid, als ihr Zusammentreffen mit Gilbert im Gefängniß. Gilbert, der entschlossen war, zu sterben, will jetzt leben, nachdem er Johanna's Liebe wieder gefunden hat. Die düstern Kerkermauern sind ihm schauerlich; er will aus England fliehen, will mit seiner theuren Johanna fliehen, die er verloren und wiedergefunden hat. In Venedig, wo man seine Profession ehrt, wird er Goldes genug erwerben, um mit Johanna ehrenvoll zu leben. Johanna Talbot! dieses Wort erinnert ihn an sein ganzes Unglück. Lady Johanna kann nicht mit einem Handwerker einfliehen.

Allein die Stunde der Hinrichtung naht; Gilbert muß gerettet werden. Johanna hat einen Sicherheitspaß in Händen, den ihr die Königin anvertraute, um Fabiani entweichen zu lassen. Sie läßt Fabiani in seinem Kerker und befiehlt dem Kerkermeister, Gilbert zu befreien. Gilbert entfernt sich; allein er muß zwölf Thüren öffnen, ehe er zur Themse gelangt, wo ein Boot seiner wartet. Nur am jenseitigen Ufer wird er gerettet seyn. Maria begiebt sich, begleitet vom Volke, das unter Geschrei Fabiani's Kopf verlangt, in den Tower. Zu ihrer großen Bestürzung erfährt sie, daß ihr Günstling noch nicht gerettet ist. Der Kerkermeister soll mit seinem Kopfe dafür büßen. Von Schrecken ergriffen, ruft er den Fährmann und die Wachen zurück, und der unglückliche Gilbert wird von neuem eingekerkert.

Das größte Schrecken waltet in diesen beiden Akten. Auf der einen Seite sehen wir die Königin von England, die das Weib, welches sie selbst an den Nacken des Geliebten gelegt, nicht wieder entfernen kann; ihre Neue, die Stürme ihres Innern, ihre Hoffnungen; auf der andern die schüchternen Johanna, durch ihre Liebe zu Gilbert von ihrer Schuld gereinigt, und ein liebender Jüngling, der sich verzweifelt an die Erde klammert, die er hatte verlassen wollen.

Die Mitternacht bricht herein. Der Verurtheilte soll zum Tode geführt werden; er ist vom Haupte bis zu den Füßen mit einem schwarzen Schleier bedeckt, gefesselt, und trägt eine drei Pfund schwere gelbe Wassertrage in den Händen. Eine schenkellose Gestalt begleitet ihn. Die Glocken des Tower sollen so lange läuten, bis Fabiani im Tyburn angekommen ist. Ein Kanonenschuß soll ganz London anzei-

gen, daß er am Blutgerüste steht; ein zweiter, daß er auf das Schaffot steigt; ein dritter, daß sein Haupt vom Rumpfe getrennt ist. Die Stadt und der Tower sind erleuchtet, wie an einem Festtage.

Die Königin Maria und Johanna Talbot finden sich zusammen, nachdem Fabiani's Gestirte aufgebrochen ist. Wir sahen keine Scene, die erschütternder wäre, als diese. Maria glaubt den Gilbert zum Tode geschickt zu haben, den sie an der Stelle ihres Günstlings opfern will. Johanna Talbot will dem Volke zurufen, es sey getäuscht, und das Opfer sey nicht das verlangte. Die Königin, ihrer Würde vergessend und nur ihre physische Kraft anwendend, stürzt sich auf das junge Mädchen und vereitelt seine Ausrufungen.

Allein jetzt behauptet Johanna, der Verurtheilte, den sie herbeiführen sah, könne nicht Gilbert seyn. Ihr Herz würde ihr das angedeutet haben. Sie hat nur ein gewöhnliches Mitleid in ihrem Herzen verspürt, wie es jedes Ereigniß dieser Art einflößen kann. Auch schien ihr dieser Mann kleiner von Gestalt als Gilbert. Neues Grausen überfällt die Königin; sie befiehlt, mit der Execution inne zu halten; allein dazu ist keine Zeit mehr. Die Glocken des Tower verstummen. Beide Frauenzimmer erwarten in fürchterlicher Stille das Leben oder den Tod.

Die drei Kanonenschläge lassen sich vernehmen. Der Spanische Gesandte kommt mit seinem Gefolge an und halt den Handwerker Gilbert an der Hand, welcher der Johanna Talbot in die Arme stürzt. „Was habt Ihr gethan!“ ruft die Königin sterbend. — „Madame,“ antwortet Simon Renard, „ich habe die Königin und England gerettet!“

Die Scenen, die wir hier nur leicht skizzirten, zeugen von einer Kunst und Energie der Ausführung, denen man selbst in den übrigen Werken Victor Hugo's nur selten begegnet. Die Scene im zweiten Akte, wo Maria im Beiseyn des ganzen Hofes die Maske ablegt und eine Wollust darin findet, den Geliebten, der sie verrathen hat, herabzusehen, wo sie so weit geht, ihm, dem hochmüthigen Lord, vorzuwerfen, daß er nur der Sohn eines Strumpfbändlers sey, und die Hofleute deshalb um Verzeihung zu bitten, daß ein solcher Mensch, auf die Günst seiner königlichen Geliebten trogend, sie übermüthig behandeln durfte; die überraschende Wiederkehr ihrer Leidenschaft, nachdem sie ihn verachtet; die Bangigkeit beider Frauen, wenn sie im Tower mit einander ringen, während die Sache, um die sie kämpfen, auf dem Blutgerüst entschieden wird; das bezaubernde Wiedersehen Johanna's und Gilbert's im Kerker: Alle diese Schönheiten sichern dem Werke einen glänzenden und bleibenden Erfolg. Man kann in demselben die Entwicklung der Ideen Victor Hugo's über das Drama verfolgen, und man wird sich überzeugen, mit welcher Meisterschaft er selber die Schöpfungen seines Geistes zu modifiziren und zu vervollkommen weiß; denn von Lucrezia Borga an datirt sich für ihn eine neue dramatische Aera, die nicht schon mit Maria Tudor enden dürfte. (Europe littéraire.)

S e r b i e n .

Hussain, Pascha von Belgrad, und Milosch, Fürst von Serbien.

(Von Alphons Rover.)

Nach dem Tode des bekannten Kara Yorgi (auch Gjergj Georg, der schwarze Georg, genannt) schloß Serbien Frieden mit der Pforte. Ein anderer Mann des Volkes, ein Freund des Kara Yorgi, Milosch-Dobrenowitsch, wurde an die Spitze der Geschäfte gestellt; die Pforte hat ihn kürzlich durch einen offiziellen Ferman anerkannt, und er regiert gegenwärtig ganz Serbien. Er ist bloß gehalten, den Ertrag der Abgaben selbst einem Weste oder Pascha zu zahlen, den die Pforte in Belgrad unterhält. Die ganze Gewalt gehört dem Serbischen Fürsten. Der Weste hat im Lande durchaus nichts zu befehlen; er hat aber befehlungsachtet seinen Hof, seine Leibwache und bewohnt die Citadelle der Stadt, auch unterzeichnet er sehr pompbasi die Fermanen; aber der Fürst von Serbien läßt jetzt einen prachtvollen Palast bauen, der das feste Schloß des Westes verdunkeln wird. Türkische Soldaten sind in Belgrad nur in geringer Anzahl, dagegen sind die Serbier sämmtlich bewaffnet. Sie leben zwar in gutem Vernehmen mit einander, aber diese doppelte Autorität, die sich im äußeren Glanz oft zu überbieten strebt, giebt der Stadt Belgrad und im Allgemeinen dem ganzen Serbien einen gar eigenthümlichen und auffallenden Anstrich.

Als ich in Belgrad ankam, fand ich am Ufer der Donau einen türkischen Offizier, der auf uns wartete, und der uns nach einem Hause führte, wo der Weste, dem wir empfohlen waren, uns eine Wohnung hatte einrichten lassen. Während der Fahrt auf der Donau, die bei Belgrad von einer prachtvollen Breite ist, hatten wir Ruhe gehabt, die reizende Aussicht zu betrachten, welche die Stadt von dieser Seite gewährt. — Der türkische Offizier führte uns zu dem Tatar-Aghassi, dem Direktor des Courier-WeSENS mit der Pforte. Auf Befehl des Westes wurde uns das schönste Zimmer im Hause angewiesen, und dort erwarteten wir die Stunde unserer Audienz. Der Oesterreichische Dragoman von Semlin, Herr von Basskowsch, kündigte uns an, daß er uns selbst dem Pascha vorstellen und mit Berathungen als Dolmetscher dienen würde. Das Haus des Tatar-Aghassi war ehemals von Kara Yorgi in den Tagen seiner Größe bewohnt worden. Das Zimmer, welches man uns eingeräumt hatte, war das seinige gewesen!

Als unser Tatar-Aghassi seinen Bart gekämmt, sein Namus geknöpft und sein Ceremonien-Kleid angezogen hatte, gingen wir zusammen nach dem Palast des Pascha. Auf dem höchsten Punkte der Stadt, in Mittelpunkt eines Hauses durch Krieg und Pest verwüsteter Häuser, erhebt sich diese Residenz der Weste von Belgrad. Man geht erst durch mehrere mit Mauern umjante Höfe, denen

man den Schein einer Befestigung gegeben hat; aber ein einigermaßen geübter Blick steht leicht, wie wenig dieselbe zu bedeuten hat, und wie die Mauern kaum die Erschütterung der Schüsse aus den eigenen Kanonen aushalten würden. Dagegen steht man in den Höfen des Palastes eine Menge türkischer Soldaten, die prachtvolle Dolche und Pistolen in den Gürteln tragen. Sie singen, sie spielen, sie schlafen und trinken; darauf beschränkt sich ihr ganzer Dienst. Im letzten Hofe stiegen wir eine steile Treppe hinan, welche uns auf eine ungeheure hölzerne Gallerie führte, wo sich alle Offiziere und Hausbeamte aufhielten und die Eröffnung der Audienz erwarteten. Als wir uns mitten unter ihnen befanden, hob man einen Teppich in die Höhe, der eine kleine Thür verbarg, und der Tschauk-Baschi führte uns in den Empfangs-Saal ein. Dieser Saal ist groß und trägt noch Spuren einer alten Pracht; aber die goldenen Verzierungen sind schwarz geworden, die Fenster sind niedrig und das Zimmer also schwach erleuchtet.

In der Ecke des Divans saß Hussein, Mollab und Pascha von Belgrad, mit über einander geschlagenen Beinen und auf die Kissen seines Divans gelehnt. Keine Pracht des Kostüms, keine Stickereien; er war gekleidet wie die Offiziere des Nizam, d. h. die neuen reglementarischen Truppen des Sultan Mahmud. Wie alle Pascha's, die nach der Gnade des Sultans streben, so hat auch Hussein auf das Tragen des Turbans verzichtet. Seit der Niedermekelung der Janitscharen ist der Turban verdächtig und sogar ein Zeichen der Verrätherie geworden; man hat ihn durch das Fek, eine kleine rothe Mütze, ersetzt. Hussein ist ein Greis von gutem Ansehen; seine Physiognomie ist frei und offen; Güte und liebenswürdige Vertraulichkeit athmen in allen seinen Zügen. Seine Umgebung scheint viel Achtung und Liebe für ihn zu haben. Er ließ uns, dem Gebrauche gemäß, Pfeifen und Kaffee reichen; er sprach mit der größten Sanftmuth von dem Glücke und der Ruhe, deren alle seiner Autorität unterworfenen Unterthanen genossen; er entwickelte uns moralische Theorien, auf die Regierung angewendet, welche in der That einem Philosophen Ehre gemacht haben würden. Ich hörte diesen Doktrinen eines Barbaren aufmerksam zu und fand sie für den Pascha einer von der Hauptstadt so entfernten Provinz sehr menschlich und sehr civilisirt. Kurz, ich war entzückt über Hussein. Wahrhaftig, sagte ich zu dem Dragoman, als wir den Palast verlassen hatten, das ist doch noch ein rechtlicher Pascha; er redet über die Regierung, wie es bei uns ein Mitglied der Opposition thun würde, und über Philanthropie, als ob er dafür bezahlt würde; ich hätte nicht geglaubt, daß die Civilisation so schnelle Fortschritte machen würde. Noch einige Jahre, und wir werden auf seinem Tische den Constitutionnel sehen. Man nehme dies nicht für Scherz; denn der Fürst von Serbien, von dem ich sogleich sprechen werde, befindet sich in diesem Falle. Ich habe bei ihm den Constitutionnel gelesen und kann versichern, daß er die höchste Achtung für dieses Blatt hegt. Als wir wieder zu Hause angekommen waren, besuchte uns ein Landsmann, der seit längerer Zeit in Belgrad wohnt. Ich sprach mit großer Empfindung von der Güte, von der Liebenswürdigkeit, von der Menschlichkeit des Pascha's. Der Landsmann lachte mir ins Gesicht, und ich wußte nicht, wie mir geschah, als er mir erzählte, daß mein Philanthrop in Thessalonien wegen der furchtbarsten Grausamkeiten, die er als Gouverneur jener Provinz begangen, berüchtigt sey. Er führte mir Handlungen desselben an, bei denen sich die Haare zu Berge sträubten. Ich überzeugte mich später, daß mein Landsmann die Wahrheit gesagt hatte. Da studire man noch Lavater und verlasse sich auf Physiognomikern, wenn es auch Pascha-Physiognomikern sind.

Am folgenden Tage statteten wir dem Knäs (Fürsten) von Serbien, Milosch Obrenowitsch, unseren Besuch ab. Er war nicht in Belgrad. Wir mußten zu Pferde steigen und uns einige Stunden von der Stadt nach einem griechischen Kloster begeben, welches mitten in einem herrlichen Walde liegt, und wo der Fürst die heißen Sommer-Monate zubringt. Dieses Kloster liegt in einem ganz von Hügeln umgebenen Thale. Die Luft weht daselbst rein und frisch von den Bergen. Wir fanden den Knäs inmitten seines Hofes, den er auf einem Achtung gebietenden Fuß unterhält. Bei einer Nation, welche sich eben erst befreit hat, und die, wie die Serbische, einen Theil des Geschmacks und der Vorurtheile ihrer früheren Herren beibehalten hat, ist Alles, was zum Auge spricht, ein Ueberzeugungs-Mittel. Auch scheint sich Fürst Milosch darin zu gefallen, vor den Blicken seiner neuen Unterthanen einen Luxus an den Tag zu legen, der ihn ohne Zweifel in ihrer Achtung höher stellt. Es scheint für ihn ein Ehrenpunkt zu seyn, den matten Schimmer, womit sich der Westir umgiebt, zu verdunkeln. Jenen Ministern, jenen Senatoren, jenen Wojwodan, jener Menge prächtig gekleideter Pagen gegenüber ist der Divan des Pascha von Belgrad allerdings nur eine traurige und jämmerliche Parodie. Die Einwohner des Landes sind eitel auf diesen Kontrast und ermangeln nicht, die Fremden darauf aufmerksam zu machen. Milosch Obrenowitsch, dem ein Verat des Sultans seit definitiv das Fürstenthum Serbien erblich für sich und seine Nachkommen bewilligt hat, scheint dazu bestimmt, das Werk der Befreiung seines Landes zu vollenden, welche so bewundernswürdig von Kara-Yorgi begonnen worden ist. Er ist ein Mann aus dem Volke, wie sein Vorgänger, und er rühmt sich dessen; wie Jener ist er mit einer hohen geistigen Fähigkeit, mit einem mächtigen Willen begabt, und das Glück und der Wohlstand seines Vaterlandes liegt ihm am Herzen.

Einer der Offiziere des Fürsten von Serbien erzählte mir die erste Waffenthat seines Herrn gegen die Türken. Milosch war noch sehr jung, und seine Armuth nöthigte ihn, das Vieh zu hüten, um

sein Brod zu verdienen. Ein türkischer Soldat, der täglich an der Stelle vorüberritt, wo Milosch sich gewöhnlich aufzubalten pflegte, machte sich das grausame Vergnügen, dem Knaben jedes Mal einige Hiebe mit der Peitsche zu versetzen. Das Kind hatte gut stehen, sein Peiniger holte es immer ein und schlug es unmenschlich. Mehrere Jahre lang ertrug der junge Hirt diese Mißhandlungen mit Geduld; aber ein grimmiger Haß erwuchs in seiner Brust. Eines Tages endlich, als der Elende vom Pferde stieg und, mit der Peitsche in der Hand, auf sein Schlachtopfer losging, erwartete der arme Knabe ihn stehenden Fußes; und als sie noch einige Schritte von einander entfernt waren, hielt Milosch dem Soldaten ein Pistol entgegen, das er in der Tasche verborgen hatte. Elender, sagte er ihm, wisse, daß ich seit dem ersten Tage, wo Du mich schlugst, in einem hobien Baum den ersten Para verwahrte, der zu dem Preise eines Pistols und einer Patrone den Grund legen sollte; dies ist die Frucht meiner dreijährigen Ersparnisse. Bei diesen Worten feuerte der Jüngling sein Pistol ab, und der türkische Reiter stürzte todt zu seinen Füßen. Milosch verließ darauf seine Heerde und warf sich in die Berge, wo er anfang, das Waffenhandwerk zu lernen und sich auf die Fortsetzung der Heldenthaten des Kara-Yorgi vorzubereiten.

Jeder Serbier spricht von dem Fürsten Milosch mit einem Gefühl der Liebe und selbst des Stolzes. Er wird vielleicht ein noch schwereres Werk vollbringen, als einst Kara-Yorgi, nämlich die von diesem gemachte Eroberung behaupten und civilisiren. Der Handel Serbiens hat unter seiner Regierung schon ungemein zugenommen. Gute Gesetze sind gemacht worden, denen der französische Kodex zur Grundlage gedient hat. Durch Felsen und Wälder hat man prächtige Straßen angelegt, und dieselben vermehren sich noch täglich auf den vorzüglichsten Handelswegen. Milosch begreift sehr wohl, daß der Handel und die Verbindungen mit den civilisirten Ländern Europa's allein das Gedeihen Serbiens beschleunigen können. Er sagte uns: „Ich muß wohl Straßen anlegen; denn eure Civilisation kann nur zu Wagen zu mir gelangen.“ — Unter den Personen, welche Fürst Milosch bewundert, nimmt Napoleon den ersten Platz ein. Es ist überhaupt merkwürdig, daß man dieselbe Bewunderung für unseren großen Kaiser bei allen Asiatischen und Afrikanischen Völkern trifft. Ein Pascha von Karamanien, ein Scheich von Darfur, ein Chan der Tartarei kennen England und Frankreich nicht dem Namen nach, aber sie kennen den Namen Napoleon's! Für die Orientalen ist Napoleon eine Erzählung aus Tausend und eine Nacht!

Bis die definitive Organisation Serbiens, womit der Senat sich in diesem Augenblicke beschäftigt, festgestellt und genehmigt seyn wird, sind folgendes die Grundsätze derselben:

Der Serbische Senat besteht aus zwölf Mitgliedern. Sie sind die Repräsentanten und der Rath der Nation. Der Archont oder Präsident des Senates wird, im Fall keine direkte Nachkommen vorhanden sind, aus den übrigen Senatoren gewählt. Wenn der Archont Söhne hat, so folgt ihm der älteste im Amte. Wenn dieser noch minderjährig ist und einen Dinkel väterlicherseits im Senate hat, so wird dieser Regent bis zu dessen Großjährigkeit; aber Beide müssen durch ihre Talente der hohen Stellung, zu der sie durch die Geburt berufen sind, für würdig erachtet werden. Alle Knäse und Senatoren werden auf Lebenszeit ernannt. Alle Senatoren werden aus den Knäsen ersten Ranges, welche man Wojwodan nennt, erwählt, und zwar auf den Vorschlag der Volks-Versammlungen. Zu dem Ende wird ein Senator damit beauftragt, alle Dörfer zu durchreisen und die Stimmen zu sammeln. Die Talente und die Fähigkeit des Neuerwählten werden nach seiner Wahl einer Prüfung unterworfen. Einen von dem Volke dem Senat vorgeschlagenen Knäs kann dieser nicht verwerfen. Er kann indeß später wegen Unfähigkeit abgesetzt werden. Die Wojwodan verwalten mehrere Dörfer. Der mächtigste zählt deren 18 unter seinem Befehle. Serbien zählt ungefähr 70 Wojwodan. Im Fall eines Krieges muß jeder eine bestimmte Anzahl Soldaten stellen und selbst an der Spitze derselben ins Feld ziehen.

Alle Serbier sind bewaffnet, selbst in Friedenszeiten. Dies ist, wie man sieht, beinahe eine Feudal-Organisation, welche aber reichlich alle Vortheile der Municipal-Verfassung genießt. Das aristokratische Prinzip stellt sich durch die Erblichkeit heraus; aber die Prüfung der Fähigkeit verbessert das, was dieses Prinzip, vortrefflich als unveränderliche Grundlage einer Gesellschaft, Mangelhaftes in seiner individuellen Anwendung darbietet.

Mannigfaltiges.

— Hohes Alter der Bäume. Decandolle behauptet, daß die Bäume nicht im eigentlichen Sinn des Wortes vor Alter sterben, womit er wohl meint, daß sie ewig dauern würden, wenn sie immer die gehörige Nahrung hätten, und wenn nicht zerstörende Stürme und andere verwüstende Zufälle, denen die Bäume unterworfen sind, auf sie einwirkten. Der Baobab-Baum kann, nach Adanson's geistreicher Berechnung, 5000 Jahr alt seyn; aber er wächst in einem anderen Klima, als das unfruchtliche, wo er nicht dem verderblichen Wechsel von Frost und Hitze ausgesetzt ist. In England giebt es Eichen, Ulmen und Eibenbäume, die noch in aller Pracht des Waldes prangen und wahrscheinlich David's und Salomo's Zeitgenossen waren. Decandolle glaubt, daß die Eibenbäume von Fountain Abbey in der Nähe von Ripon 1200 Jahre, die auf dem Grombur-Kirchhof in Surrey 1450, der Eibenbaum von Fordingal vor Glenyon in Perth 2500 und der auf dem Braburn-Hofe in Kent 3000 Jahr alt seyn können. Dies scheint unglücklich, aber es ist auf die genauesten Beobachtungen gegründet. (L. P.)